

aus: *Hoppe* (S.Fischer, 2012)

Am Vorabend des 22.12.1984 erreicht Felicitas, in welchem Kostüm und in wessen Begleitung auch immer, die ‚schönste und prächtigste Stadt der Welt, etwas Schöneres habe ich nie gesehen, denn für den, der auf eigene Faust (!/fh), ohne Wasser und Brot und ohne körperlichen und geistigen Bestand (also ohne jede menschliche Seele) das Tal der Toten (gemeint ist vermutlich ‚Death Valley/fh) durchquert hat, kann es nichts Schöneres und Größeres geben als das, was sich plötzlich vor meinen Augen auftut: Ein unendliches Meer aus Lichtern und Glanz unter einem überhitzten Himmel voller Sterne, Sterne über schnurgeraden Straßen, Straßen wie geschaffen für Paraden, garantiert die größten Paraden der Welt, gesäumt von Häusern wie Cäsarenpaläste, Paläste mit geschwungenen Marmortreppen, Treppen, die direkt in den Himmel führen, deren Geländer mit Edelsteinen besetzt sind, flankiert von Säulen aus Silber und Gold, Säulen wie Bäume, die mühelos in die Höhe wachsen, auf denen herrliche Vögel sitzen, Vögel, die unaufhörlich Lieder singen, Lieder, die mehr sind als bloßer Gesang, eher ein machtvolles Schmettern, ein Klingen und Dröhnen, als hätte man alles, was auch nur irgendwo auf der Welt singt oder pfeift oder Musik machen kann, auf einen großen und ewigen Dienst verpflichtet. Niemals dürfen sie ruhen, nicht die Vögel, schon gar nicht die Sterne, sie dürfen natürlich nie untergehen, sie müssen für immer leuchten, noch im Zustand der allergrößten Erschöpfung müssen sie singen und strahlen und leuchten, genau wie die Seen, auf denen schneeweiße Schwäne schwimmen, die unwiderruflich so unschuldig wie unsterblich sind und, genau wie die Sterne, nie untergehen, weil die staunenden Gäste nicht müde werden, sie von morgens bis abends mit Äpfeln und Toastbrot zu bewerfen, obwohl sie eigentlich wissen sollten, dass man Schönheit nicht satt machen kann.

Denn Schönheit ruht nicht, wie man gemeinhin annimmt, egal, ob menschlich oder natürlich, sondern ist andauernd in Bewegung, hungrig und gierig und genau wie wir ständig auf Bewunderung und Bestätigung aus, auf stete und ständige Wiederholung, darauf, dass die lauten Rufe ihrer Besichtigter und Besucher niemals verstummen, die, genau wie ich, aus dem Staunen nicht mehr herauskommen, weshalb wir im Chor immer wieder von vorne rufen: Was für eine Stadt! Ja, was für eine Stadt, die weit mehr als nur eine Stadt sein muss, weil sie ein ganzes Land sein will, um nicht zu sagen, die ganze Welt, mit allem, was die Welt so zu bieten hat: Ein einziges Flackern und Flimmern und Leuchten, eine Wüstenexplosion, lauter Atome aus Schönheit und Glück, sodass man vor lauter Schönheit und Glück nicht anders kann, als kurzfristig die Augen zu schließen und die Hände über die Ohren zu legen, weil soviel Schönheit vollkommen unerträglich ist.

Und doch muss man sie gleich darauf wieder öffnen, erst die Ohren, dann die Augen, um sie immer wieder von vorn zu sehen, diese unaussprechliche Schönheit inmitten der Wüste, weil man sich einfach nicht trennen kann, weil die Versuchung und die Sehnsucht einfach zu groß sind, die Sehnsucht nach dem ewigen Feuerwerk, das rund um die Uhr (um endlich diese verdammte Uhr zu vergessen und diese gottverdammte Zeitverschiebung!) immer wieder von vorn in die Höhe steigt, bis über die Wolken, hoch hinaus, wo es vermutlich kurz verlischt, weil die Luft dort dünner ist und das Feuerwerk nur mühsam ernährt, das kurzfristig erschöpft nach unten sinkt, aber nur, um gleich darauf wieder von vorn aufzusteigen, und diesmal für immer. Etwas Schöneres werdet ihr niemals sehen, jedenfalls nicht in diesem Leben, auch nicht in Brantford und schon gar nicht in Hameln, wo der Marktplatz erfahrungsgemäß viel zu klein ist, so klein, dass dort kaum Platz ist für den Rattenfänger und für den endlosen langen Zug all dieser Kinder und Ratten, die ein für allemal mitgehen wollen, um endlich im Gelobten Land zu landen.

Denn nur hier und sonst nirgends ist Platz für alles und alle, Platz für jeden, egal, ob arm oder reich. Hier und sonst nirgends sind alle gleich, weshalb es niemanden von euch verwundern wird, wenn ich euch sage, was ich gleich sehe, falls ich tatsächlich den Mut aufbringe, wieder die Augen zu öffnen, die, wie ich zugeben muss, immer noch ziemlich geblendet sind. Aber ganz egal, wie geblendet ich bin, auch für den Fall, ich sollte wider Erwarten plötzlich erblinden und rein gar nichts mehr sehen, bleiben mir doch noch die Ohren, denn ich höre genau, dass die Könige kommen. Ja, tatsächlich, die Könige kommen, nicht drei, sondern mindestens hundert, und mindestens fünfzig davon auf schneeweißen Kamelen, die anderen fünfzig in Silber und Gold und auf Pferden, wobei die Kamele und Pferde von Ratten geführt sind, die, wie die Soldaten der ersten Armee unseres ersten Kaisers (wer auch immer das war, vor lauter Aufregung habe ich die Details vergessen!) silberne Rüstungen und zierliche Waffen tragen und ihren Dienst mit großer Würde versehen, auch wenn den Zuschauern kaum entgehen wird, dass sie über die Maßen erschöpft sind.

Nicht anders als ich, die ich über das ewige kanadische Eis gewandert bin, um schließlich hier in der Wüste zu landen. Und hätte Phyllis nicht ununterbrochen und unerbittlich auf ihrer Flöte gespielt, dann hätte ich schon längst aufgegeben. Aber ich habe natürlich nicht aufgegeben, sondern bin einfach immer weiter gegangen, Fuß vor Fuß, von Breslau nach Hameln, von Hameln nach Brantford, von Brantford nach Adelaide, von Adelaide nach Hahndorf, von Hahndorf nach Klepsk und von Klepsk bis ins Tal von Barossa, Barossa Valley, wo ich, vermutlich weil man mir dort reichlich zu trinken gab, etwas erlahmte, bevor ich mich wieder aufgerafft haben. Um von Barossa Valley nach Sydney zu gehen und von dort aus einfach weiter zu wandern, Fuß vor Fuß, von Sydney nach New York, von New York über Chittenango und Hannibal bis nach Dixville Notch und von dort aus weiter zum Wasserfall, wo

ich plötzlich einen kleinen Anfall von Heimweh hatte, als der Schläger und die Stimmgabel in meinem Rucksäcken plötzlich zu neuem Leben erwachten. Aber Phyllis blieb unbestechlich, denn sie hatte ‚den großen Plan‘ (den niemand kannte) und rief mich immer wieder zur Ordnung und führte mich (mit einem für sie typischen warnenden Seitenblick) vorbei an Toms Zaun und von dort aus immer weiter nach Westen. Das war, auch wenn es auf den ersten Blick nicht so aussieht, vermutlich der längste Weg, den ich jemals zurückgelegt habe, weil es in diesem Land keine Könige gibt, denen man hinterher ziehen könnte und weil man hier, trotz der guten Beschilderung, nicht selten ziemlich leicht vom Weg abkommt.

Aber Phyllis wusste es besser. Sie wusste genau, wohin sie mich führte, in das erste wahre Imperium nämlich, in das Land für Kaiser oder wenigstens für alle, die immer noch davon träumen, endlich Kaiser zu werden, weil in diesem Land jeder ein Kaiser sein kann, selbst Ratten könnten hier Kaiser werden, gesetzt den Fall, sie sind fleißig und gesund und klug genug, auf diesem endlos langen Weg durch die Wüste den längeren Atem nicht zu verlieren. Und wenn ich sie jetzt so marschieren sehe, die lange Hauptstraße von Las Vegas herauf, muss ich gestehen, dass Phyllis, wie immer, Recht gehabt hat, es hat sich wirklich gelohnt, weshalb mir beinahe die Tränen kommen, denn, um ehrlich zu sein, ich hab’s nicht geglaubt. Aber jetzt bin ich da.

SEID IHR ALLE DA? Ja, natürlich, wir sind alle da, nicht nur die Könige auf ihren Kamelen und Pferden, sondern auch all die anderen und etwas kleineren Könige, die einen weniger langen Atem hatten, weshalb sie den kürzeren Weg gewählt haben. Sie haben einfach den Bus genommen, lauter Busse, die sie jetzt auf den Platz hinaus spucken und über den Platz hinaus in die Spielhöllen schicken, ins Fegefeuer der großen Saloons. Was kein Märchen ist, denn wir sind wirklich alle da und so laut und geschäftig, dass man uns nicht

übersehen kann, selbst dann nicht, wenn man die Augen fest schließt und die Hände über die Ohren legt und sich einbildet, das alles, der Palast und die Säulen, die Flamingos und Schwäne, sei nichts als Erfindung, nichts als die letzte Fata Morgana, die man aus der Wüste mit in die Stadt gebracht hat, die große Hoffnung auf die größte und ehrlichste Täuschung von allen, die keine Täuschung, sondern nichts als die Wahrheit ist. Denn hier in Las Vegas und nirgends sonst auf der Welt wird die Schrift sich erfüllen, weil diese prächtige Stadt mir endlich verrät, dass Cater und Fox nicht erfunden sind und dass ich sie mir nicht eingebildet habe, sondern dass es das schöne Land Dummenfang (vgl. hierzu Pinocchio/fh) wirklich gibt.

Denn hier spielt man von morgens bis abends, vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang, von Januar bis Dezember, für immer und ewig. Und ich spiele mit, endlich habe ich meine Bestimmung gefunden, weil hier alles von mir abfallen wird, was mich, seit ich auf Reisen bin, auf lästige Weise bedrückt. Wie auch immer man es wendet und dreht, es gibt nichts Schöneres auf der Welt als eine Stadt, die jedem Zutritt gewährt, gleich wie er aussieht, Kaiser oder Bettler, jung oder alt, schön oder hässlich, nackt oder bekleidet, rasiert oder unrasiert, gewaschen oder zum Himmel stinkend, taub oder blind oder stumm oder lahm. Solange er Geld in der Tasche hat (und falls ohne Tasche, weil das letzte Hemd keine Taschen hat, in der hohlen Faust), wird man ihn überall fröhlich empfangen und ihm überall freundlich Zutritt gewähren zu den Palästen des großen Glücks, in denen einzig das Glück darüber entscheidet, woher wir kommen, wer wir sind, und wohin wir in Zukunft noch unterwegs sind.' (aus: ‚Cathafool‘/‚Das süße Land Dummenfang‘/erschieden im New Yorker im Februar 1985)

Am Morgen ihres vierundzwanzigsten Geburtstages erwacht Felicitas, neben wem auch immer, in einem Doppelzimmer mit Wüstenblick im Motel ‚Zum

einarmigen Banditen' und ergänzt oben stehenden Text durch folgenden (später von der Redaktion gestrichenen) Eintrag: ‚Meine erste Nacht in Las Vegas verbrachte ich im ‚Pink Flamingo‘ (was sich nicht verifizieren lässt/fh), neben einem zahnlosen alten Mann, der, barfüßig und in kurzen Hosen, mit dem Blick eines seit Jahren erfolglosen Jägers, eine bedrückende Mischung aus Erfolglosigkeit und Besessenheit, den Arm der Maschine immer wieder verzweifelt nach unten drückte, woraus sich jenes monotone Geräusch ergab, mit dem die Münzen in einen Behälter fallen, aus dem sich nichts zurückholen lässt, kein Gewinn, keine Hoffnung. Aber obwohl längst alles verloren ist, spielt er weiter, indem er unablässig weiter Münzen aus seiner hohlen Hand holt, die er mit Nachsicht und Gleichmut immer wieder durch denselben Schlitz fallen lässt, während zur selben Zeit im hinteren Teil des Raums an langen mit festem grünen Filz eingedeckten Tischen lauter Leute saßen, die etwas mehr in die Waagschale warfen als der zahnlose Alte und ich. Sie trugen elegantes Schuhwerk, von Reise und Wüstensand keine Spur, und wurden flankiert von Getränken und Croupiers, die mit reglosen ernsten Gesichtern Karten mischten, Geldscheine einharkten und nebenbei in einem silbernen Kessel, der über einem kleinen Tischfeuer hing, unablässig frische Roulettekugeln gossen, während Kellner in langen Fräcken jederzeit nachschenkten, mit so großzügigen und fahrlässigen Gesten, als hätte die Nacht kein Ende.

Die Nacht hatte tatsächlich kein Ende. Als ich mich irgendwann erhob, um auf die Toilette zu gehen und mir das Gesicht und meine schweißnassen Hände zu waschen, erkannte ich im Vorübergehen an einem der hinteren Tische, hinter einer mit einem breiten pinkfarbenen Rand versehenen Blindenbrille, Fox, der, neben dem Gießen der Kugeln vor allem damit beschäftigt war, das zierliche Glücksrad unablässig in Schwung zu halten, während Cater, der einen auffallend engen Anzug mit lächerlich großen

versilberten Knöpfen trug, kleine Schalen, gefüllt mit Oliven und Nüssen, zwischen die Spieler stellte, mit einer Wendigkeit, die sogar ihn selbst, wenigstens für Momente, vergessen ließ, dass er nach wie vor hinkte. Wir erkannten uns auf den ersten Blick und gaben dem beide freundlich Ausdruck, indem er die behandschuhte Rechte, flüchtiger Schatten eines Saluts, knapp über der Augenbraue an die Stirn legte, während ich die kleine weiße Dame aus meiner Tasche zog und für den Bruchteil einer Sekunde in die Höhe hielt, die ich seit unserem letzten Spiel im ‚Red Crab Inn‘ wie eine kleine Madonna bei mir trage und von der ich mich so lange nicht trennen werde, bis ich endlich meinen Vater gefunden habe, der mich die Regeln des Schachspiels gelehrt hat und dass man Verträge nicht leichtfertig unterzeichnen soll.

Weshalb es nicht weiter verwunderlich ist, dass der Mann, der mir im Vorübergehen den Rücken zuwandte (ich erkannte seinen Rücken sofort!), mein Vater (wer sonst?) war, der an diesem Abend wahrscheinlich zum ersten (und letzten) Mal in seinem Leben im ‚Pink Flamingo‘ zwischen Lucy Bell und meiner Mutter saß, Lucy links, meine Mutter rechts, die, schöner denn je und für alle gut sichtbar, eine kleine silberne Stimmgabel in die Höhe hielt und dabei übertrieben laut lachte. Als ich, ein paar Minuten später, von der Toilette zurückkam, war die Erscheinung verschwunden, auch Cater und Fox waren verschwunden. An ihre Stelle waren zwei Kellner getreten, die in erster Linie damit beschäftigt waren, betrunkene Gäste zur Tür zu begleiten. Nur der zahnlose Alte war noch da und flüsterte, weniger mir als sich selbst, die immer selbe Frage zu: Was möchtest du lieber? Im Eis erfrieren oder in der Wüste verdursten?’

In jener Nacht tat ich kein Auge zu, weil ich genau wusste, dass der New Yorker mir die nächtliche Erscheinung streichen wird, wie mir seit jeher immer und überall auf der Welt die Redakteure alles streichen, was wahr ist, mit anderen Worten, sie streichen mir alles, was mir am Herzen liegt, nicht

nur meine Eltern, sondern auch Cater und Fox und Lucy Bell. Und natürlich auch Tony Tonell, der erst lange nach meinen Eltern das ‚Pink Flamingo‘ betrat, nicht um zu spielen, sondern um, wie jede Nacht, kurz vor dem Morgen möglichst unauffällig die verstimmten Telefone des Hauses wieder zurück auf ein reines A zu stimmen.

Er kam übrigens nichts allein, sondern zusammen mit Madame und Monsieur Paganel, die, sichtbar gealtert, für den Rest des Abends damit beschäftigt waren, von einem Tisch zum nächsten zu wandern und den Spielern dabei zuzusehen, wie sie gewannen oder verloren, wobei Monsieur Paganel nicht müde wurde, seiner Frau zu erklären, wie schön es sei, wenn man nur Zuschauer ist, die Zuschauer seien nämlich die einzigen, die wirklich auf ihre Kosten kommen, weil sie nichts zu verlieren haben. Sagt Monsieur Paganel, der sehr genau weiß, dass seine Frau, sobald er sie loslassen würde, ihm vermutlich sofort abhanden käme.

Fehlt nur noch Floater, von dem sich nicht genau sagen lässt, ob er an jenem Abend im ‚Pink Flamingo‘ dabei war, ob er im Hinterzimmer saß und Stricke auf Vorrat drehte, oder ob er seiner wahren Bestimmung nachkam und in der ‚Little White Chapel‘ (‚Kleine weiße Kapelle‘) den Trauzeugen gab, denn wo, wenn nicht hier, in der Stadt des ewigen Glücks für alle, werden rund um die Uhr frische Zeugen gebraucht, weil hier rund um die Uhr geheiratet wird, im Minutentakt, ganz nebenbei sozusagen.

Wie einfach es plötzlich ist, ganz nebenbei auf der Durchfahrt ein Paar zu werden, kurzfristig sogar auf Lebenszeit, selbst wenn man nie eins war, weil man hier nämlich nicht aussteigen muss, um einander das Jawort zu geben. Denn das, sagt Floater und gießt nach, ist der größte Fehler von allen, dass man aussteigt, bevor man JA gesagt hat. Auf den kürzesten Wegen gedeihen die größten Zweifel, so auch auf dem Weg vom Auto zur Kirche und von der Kirchentür bis nach vorn zum Altar. Daran scheitern erfahrungsgemäß

mindestens neunzig Prozent aller möglichen Ehen. Glücklich dagegen, wer sitzen bleibt und nicht mal im Traum dran denkt, vorher auszusteigen.

Dabei ist die Sache, genau genommen, sehr einfach: Man braucht nicht mehr als zwei kurzfristig gültige Pässe und ein Auto, das schnell genug ist, um für nicht mehr als ein paar Minuten alle Zweifel hinter sich zu lassen. Man gibt einfach Gas und fährt durch den ‚Tunnel der fröhlichen Braut‘, direkt in die kleine weiße Kapelle, wo man für einen kurzen Moment lang die Bremse zieht, um einen Blick nach oben zur Decke zu werfen, wo, von leichter Hand hingemalt, Cherubim und Seraphim singen, was sich mühelos fotografisch festhalten lässt, genau wie die Unterschrift und der Kuss danach und der weiße Schleier der Braut, den die Windmaschine in jene flatterhafte Verückung versetzt, an die man sich später, wenn alles vorbei ist, beim Betrachten der Bilder besonders gut erinnert, wenn man davon spricht, wie schön und bewegend dieser Tag wirklich war. Das und sonst gar nichts, ist das einzige, worauf es wirklich ankommt, wenn man tatsächlich heiraten will: schönste und reinste Erfindung. Und niemand soll sagen, es hätte an Gelegenheit oder Geld gefehlt, ab hundertfünfzig Dollar ist jeder dabei. Sagt Floater und wischt sich den Schaum von den Lippen und winkt den nächsten Wagen heran.

Als ich am nächsten Morgen meine Rechnung beglich, um für immer aus Catchafool abzureisen, schob mir der Rezeptionist über den Tresen hin einen kleinen Zettel zu. Jede Wette, dass der Zettel schon seit Tagen dort liegt, im schlimmsten Fall wartet er dort schon seit Jahren auf mich, jene so klare wie vertraute Botschaft aus meinen kanadischen Kinderjahren, verfasst in der überdeutlichen Handschrift meines Entführervaters, die nicht mich, sondern meine Mutter betrifft: ‚Brauche Briefmarken. Die mit dem Schiffsmotiv.‘